



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hoch zu Roß und tief am Boden.

ihres Vaters, der inzwischen Christ geworden war, zurücktragen. Der P. Missionär überzeugte sich mit Freuden von ihrem guten Willen; sie wollte nicht mehr zu Dambuza zurück, dieser war mit der Trennung ebenfalls einverstanden, und somit stand ihrer Taufe kein Hindernis mehr entgegen.

Josepha, wie sie fortan hieß, hatte noch zwei Jahre hindurch schwer zu leiden und konnte nicht mehr die geringste Arbeit verrichten; dagegen erbaute sich jedermann an ihrer Geduld, ihrem Gottvertrauen und ihrer unbedingten Ergebung in Gottes heiligen Willen. Ein großer Trost war es auch für sie, daß alle ihre Kinder schon getauft waren und die Missionschule besuchten. Sie starb an ihrem Namenstag, am Feste des heiligen Joseph 1908 und wurde am folgenden Tag unter aus zahlreicher Teilnahme stiller Leidtragender zur letzten Ruhe bestattet.

Nun hatte Dambuza nur noch zwei Frauen. Mit Beginn des Jahres 1909 erkrankte auch Bukela, sein zweitjüngstes Weib an einer Erfältung, die sie sich gezogen hat. Unser Superior, der Hochw. P. Emanuel, bejubelte sie wiederholst, allein, da er keine unmittelbare Todesgefahr wahrnahm, zögerte er mit der Spendung der heiligen Taufe.

Da kommt eines Tages bei stockfinsterer Nacht Alphons, ihr braver Sohn, zum P. Missionär und bittet ihn, doch gleich zu seiner frakten Mutter zu kommen und sie zu tauften, denn man glaube nicht, daß sie bis Sonnenaufgang noch leben werde. Der eleneifrige Missionär sattelte sogleich sein Pferd und ging mit. Er fand Dambuza mit seiner großen Familie am Herdfeuer sitzend, das zugleich die Stelle einer Lampe vertreten mußte. Das Lager der Kranken hatte man in unmittelbarer Nähe des Feuers gerückt; die übrigen Zusassen aber bildeten um dasselbe einen großen Kreis.

Die Sache schien diesmal wirklich bedenklich, und so taufte er die Kranke nach einer kurzen Ansprache auf den Namen „Katharina“. Doch Katharina starb noch nicht, sondern erholt sich wider alles Erwarten wieder auf mehrere Monate. Dagegen blieben ihre Füße gelähmt; sie konnte keinen Schritt mehr machen und sie, die bisher jahraus jahrein mit größter Regelmäßigkeit zum sonntäglichen Gottesdienst gegangen war, bedauerte nichts mehr, als auf den gewohnten Kirchenbesuch verzichten zu müssen. Dies war in der Tat ein großes Opfer für sie; doch da sie nicht mehr ins Haus ihres Gottes kommen konnte, wollte der Herr bei ihr Einkehr nehmen, wie einst im Hause des Bachäus. Katharina durfte kommen zu iheren! Es sollte ihre erste hl. Kommunion sein und zugleich ihre letzte.

Das war nun für die ganze Familie ein hohes, überaus wichtiges Ereignis. Ihr Sohn Alphons und ihre beiden Töchter Engelberta und Anna gaben sich alle mögliche Mühe, ihre frakte Mutter nach Anleitung des P. Missionärs möglichst gut auf den Empfang der hl. Kommunion vorzubereiten. Alphons reinigte und überfünchte sein eigenes großes, aus Riesen erbautes Haus und schaffte so für die Feier der hl. Kommunion statt des alten, rauchgeschwärzten Kraales ein würdiges Festlokal. Engelberta und Anna aber zimmerten aus alten Kisten und Brettern einen Tisch zusammen, damit der Priester einen würdigen Platz hätte, das Allerheiligste daraufzustellen. Am Vorabend der seltenen Feier eilten sie zur Missionsstation und erbaten sich von der Schwester Sakristanin leihweise ein paar Leuchter nebst Kerzen, ein Kruzifix, weiße Tücher usw.

zur heiligen Handlung. Mit Freuden gab die Schwester alles her, um was sie batte, und verpackte ihnen die Sachen in einen Handkoffer.

Dann eilten die braven Kinder zur Schwester Köchin, um für die frakte Mutter zur Feier ihrer ersten hl. Kommunion ein Festessen zu kaufen. Ja, einen rechten Freudentag sollte die gute Mutter haben und an diesem Chrentage etwas so Feines und Gutes zu kosten bekommen, wie sie in ihrem Leben noch nicht gegessen hatte, nämlich Kuchen, Weißbrot, Kaffee und Zucker. Und der Kaffee sollte ihr eigens in einer schönen weißen Tasse aus Porzellan auf einem Untertellerchen präsentiert werden.

So nahte der schöne Tag. Schreiber dieser Zeilen hatte das Glück, den Hochw. Pater Superior beim Versehgate zu begleiten. Wir waren beide hoch überrascht, als wir im Hause des Alphons in das schön dekorierte Zimmer traten. Da war ein förmliches, reich mit Blumen und frischem Grün geschmücktes Altärchen zu sehen, so prächtig und schön, daß Dambuza in seiner naiven Weise den Priester fragte, ob er nicht gleich an demselben die hl. Messe lesen wolle. Für die Kranke aber war auf einer neuen, schön geschnittenen Binsenmatte ein sauberes Lager bereitet; und da saß nun Katharina, in das schönste Sonntagskleid ihrer Tochter Engelberta gehüllt.

Man glaubte in einem Kirchlein zu sein. Das große Zimmer war voll von Andächtigen; darunter waren Christen und Heiden, die einen ordentlich bekleidet, die anderen in bloße Wolldecken eingehüllt. Alle aber freuten sich über Katharinas Glück, am meisten natürlich Dambuza selbst und seine braven Kinder.

Der Priester hielt zunächst an die Verjammelten eine ergreifende Ansprache und reichte sodann der Kranke das hochheilige Sakrament als Wegzehrung. Es war ein schöner, tiefergreifender Akt. Als wir uns entfernt hatten, lasen Anna und Engelberta ihrer Mutter schöne Dankgebete vor und holten sodann das in der Schwesternküche in Czenstochau bereitete Chronegericht nebst süßem Kaffee herbei. Die Freude und den Dank der guten Mutter kann man sich denken. —

Eine Woche darauf ging Katharina ins Land der Seligen ein. Sie war Dambuzas brävlestes und fleißigstes Weib gewesen und starb den Tod einer Heiligen.

Im November des gleichen Jahres war in Czenstochau wieder die Taufe von Erwachsenen. Diesmal wurde auch Mambofazi, Dambuzas letztes Weib, getauft und zwar auf den Namen „Susanna“. Und er selbst, war es jetzt, nachdem drei seiner Frauen gestorben waren, und sogar die einzige, die er noch hatte, Christin geworden war, noch nicht unter der Zahl der Täuflinge? — Nein. — Wie kam doch das? Den Grund werden wir in der nächsten Nummer unseres Blättchens hören.
(Schluß folgt.)

Hoch zu Ross und tief am Boden.

Von Schwester M. Engelberta, C. P. S.

(Fortsetzung.)

Czenstochau. — Es war im Februar 1901, als an ein noch ganz neu gebautes Missionschwesterchen der Ruf erging, nach Czenstochau zu gehen, um in der dortigen Mädchenschule als Lehrerin zu wirken. Lange genug, so hieß es, sei sie nun wie ein junges Bögelchen im Mutterhaus im warmen Nest gesessen; drum sei es Zeit, einmal das Fliegen zu probieren! —

Das war nun kein geringer Schrecken für die junge Schwester, die zwar ein Herz voll heiliger Missionsbe-

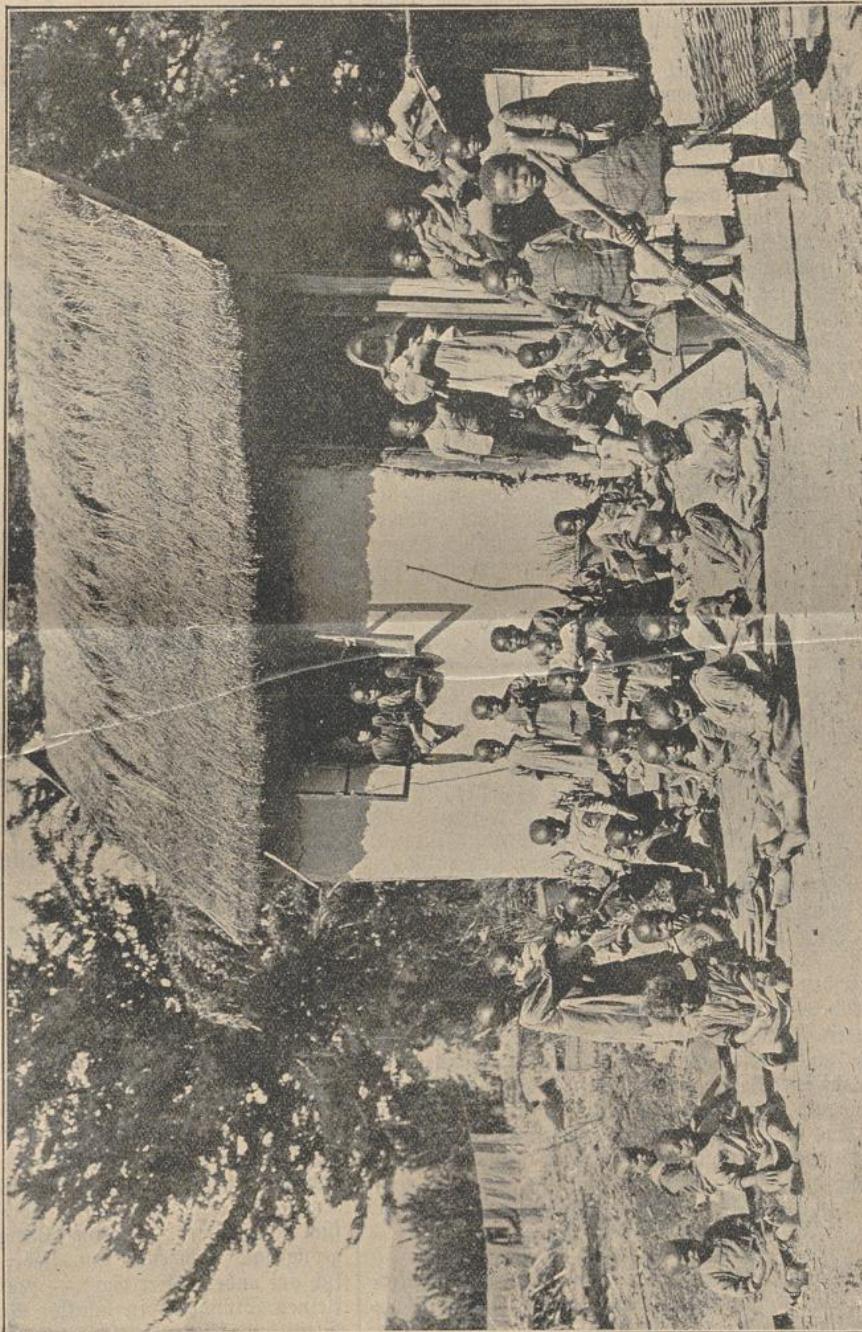
geisterung hatte, von Natur aber etwas schüchtern und furchtlos war und es am liebsten mit dem stillen Veilchen hielt, das sich unter der Hefe im dichten Blätterschmuck verbirgt. Am meisten Sorge machte ihr die weite Reise, die sie von Mariatal aus zu Pferd zurücklegen sollte, sie, die in ihrem Leben noch auf keinem Pferde gesessen!

Mit bebender Hand packte sie ihre Sachen zusammen und nahm Abschied von den schönen Büchern, die sie von Europa mitgebracht hatte. Diese ihre alten Freunde sollten fortan in der Mariannhill'schen Klosterbibliothek aufbewahrt werden. Es waren bewährte Klassiker dabei, sogar Cicero und Homer, und unwillkürlich beneigte ein heiszes Tränlein die trauten Zeugen einer seligen Studienzeit. Doch die gute Schwester fasste sich rasch wieder; sie wußte längst, daß man im Missionsleben Opfer bringen müsse, und hatte tatsächlich, als sie sich von der Heimat losriß und nach dem fernen Afrika einschiffte, viel größere gebracht, als die Trennung von ihren Büchern. Zu nicht geringem Troste gereichten ihr auch die Abschiedsworte des Hochwürdigsten P. Abtes: „Ich hoffe, Sie werden sich in Czenstochau bald heimisch fühlen. Es sind noch ein paar andere Großstadt-Kinder dort, und da können sich dann Wien, München und Berlin freundschaftlich die Hand zum Bunde reichen.“ —

Von Mariannhill bis Mariatal ging's in zwei Tagreisen in einem mit ein paar mutigen Pferden bespannten Wägelchen. Das war bequem und interessant, und doch mutet es uns heute an wie ein Märchen aus alter Zeit, denn seit Jahren führt nach den meisten unserer Missionstationen oder wenigstens bis in ziemliche Nähe

die Eisenbahn. Damals war's noch anders, und von Mariatal bis Czenstochau, eine Wegstrecke von etwa 50 Kilometern, sollte, wie gesagt, die Schwester reiten.

Schon steht im Hof das Pferd gesattelt und gezäumt bereit. Die Schwester betrachtet es mit Schrecken. Ach,



Meinlinder-Bewahrkunst unserer Missionstation Lourdes in Südafrika.

diese hohen Beine! Wie soll man denn da hinaufkommen? Und siehe, welch scheue Augen der Gaul hat und wie er die Ohren spitzt! Die große Gelehrte, die sich hier so schrecklich ungeliehig vorkam, klettert mühsam hinauf, trachtet, sich einigermaßen in ihrer unge-

wohnten Lage zurechtzufinden und nimmt zitternd die Zügel in die Hand. Der Hochw. Pater Superior, von dem sie sich kurz zuvor den Reisegegen erbeten hatte, stand auch nebenan. Ihm war das Reiten nichts Neues, und so fragte sie ihn: „Bitte, mein Vater, wie muß ich es denn machen beim Herunterfallen? Geh's am besten rechts oder links herunter? — „Links“, erwiderte der Missionär; er konnte aus Erfahrung reden.

Nun setzte sich das Tier, das der größeren Vorsicht wegen ein Käffernjunge, der zugleich als Wegweiser dienen mußte, am Zügel führte, in Bewegung. Wie hoch es da oben auf dem sonderbaren Thronitz war, und wie entsetzlich es schaukelte und schwankte! Es wurde der armen Schwester ganz schwindlig im Kopf, unwillkürlich fing sie zu konjungieren an: „Ich falle, ich werde fallen, ich bin gefallen!“ Da — ein leichtes Rutschen des Sattels, „links herunter!“ haucht die Schwester, und sieht, kaum ein paar hundert Schritte von der Missionsstation entfernt, schon am Boden. Doch, wie fein und sachte das gegangen war! Sie hatte sich das Herunterfallen ganz anders vorgestellt. Nun bekam sie Mut; weit behender als das erstmal arbeitete sie sich wieder auf den hohen Sattelsitz hinauf, saß jetzt auch bedeutend leichter und eleganter da und hielt auch die Zügel nicht mehr so krampfhaft fest.

Das muntere Rößlein schien das zu fühlen und schlug eine raschere Gangart ein. Der Käffernjunge pfiff ein munteres Liedchen dazu, und ehe sich's die junge Reiterin versah, tänzelten beide, Röß und Führer, in muntem Trabe dahin. Doch das war des Guten doch zu viel. Die Schwester verstand es noch nicht, sich den Bewegungen des Pferdes anzubekommen und wurde daher auf ihrem Sattel bös auf- und ab- und hin- und hergestoßen. Sie wollte dem Jungen zurufen, er möge doch langsam, ganz langsam gehen, doch es fiel ihr im Schrecken das richtige Wort nicht ein. Sie hatte auf der hohen Schule sieben Sprachen studiert, und auch vom Käffrischen hatte sie die Grammatik schon so ziemlich inne, in diesem kritischen Augenblick aber fiel ihr nicht ein einziges käffrisches Wort ein. Endlich stieß sie im Schrecken doch eins hervor, „ngiyafa, ngiyafa, ich sterbe, ich sterbe“, kam es von den bebenden Lippen. Verwundert hält der Knabe sein Rößlein an und schaut zu der Schwester empor. Er kann gar nicht begreifen, was sie denn auf einmal so sterbenskrank gemacht haben sollte. Diese aber steigt ohne weitere Erklärung von ihrem Rößlein ab, dankt Gott, wieder einen festen Boden unter den Füßen zu haben und zieht es zunächst vor, schön bescheiden zu Fuß neben dem Pferde einher zu marschieren. Sie läßt dafür den Jungen auffsitzen und begnügt sich ihrerseits mit dessen langem Wanderstab. So vertauschen sich im menschlichen Leben die Rollen!

Eine gute Strecke wanderte sie in stillem Frieden dahin. Sie fühlte sich bei Mutter Grün so heimisch, so sicher und wohlbewohnt und hatte gar kein Verlangen mehr nach dem hohen, stolzen Röß.

Doch mit des Geistes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu schlechten,
Und das Unglück schreitet schnell.“

Da plötzlich reißt an ihrer einen Sandale der Riemen! Der Konformität wegen nimmt sie auch die andere Sandale ab. Und so sehen wir nun das feine, hochstudierte Berliner-Kind barfuß durch die afrikanische Wildnis gehen. O wie die scharfen Steinchen so stechen, der von der afrikanischen Sonne durchglühte Sand so brennt und das rauhe, lange Gras die zarten Füße so unbarmherzig zerkratzt und aufreißt! So kann es doch

nicht länger weitergehen. Wozu unter solchen Umständen müßig ein Pferd nebenherführen oder den starken Käffernjungen reiten lassen? Sie dachte unwillkürlich an den Helden, von dem der Dichter singt:

„Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt ein Kamel am Halsterband.“

Nein, das mußte anders werden. Sie saß wieder auf. Der Käffernjunge war längst so galant gewesen, wieder abzusteigen, und hatte das Rößlein an eine kleine Böschung hingeführt, damit sie bequem in den hohen Sattel käme. Nun war sie wieder „hoch zu Röß“, und fühlte das Reiten doch bequemer als das Barfußlaufen im heißen, afrikanischen Sande. Allerdings, so recht wohl um's Herz war's ihr noch immer nicht; doch Gott und der Mission zulieb nahm sie alles geduldig mit in den Kauf. Sie dachte an die hl. Familie, die bei der Flucht nach Ägypten auch eine beschwerliche afrikanische Reise hatte antreten müssen und empfahl sich ihrem Schutze. Freilich, meinte sie, die Muttergottes habe dabei nicht auf einem so hohen, großmächtigen Gaul sitzen müssen; jene hatte ein kleines, williges Eselchen. O wie verlockend ihr der Gedanke vorkam! Was hätte sie doch darum gegeben, wenn ihr jetzt auch so ein liebes Tierchen zur Verfügung gestanden hätte! Sie glaubte, sie zweihätten prächtig zusammengepaßt. — Wie demütig man doch oft im afrikanischen Missionsleben werden kann! Solche Touren nügen oft mehr, als die schönsten aszetischen Büchlein. —

Es verging Stunde um Stunde. Unsere Reisenden kamen nur langsam voran. Das Pferd merkte bald, daß es eine gnädige Reiterin auf dem Rücken trage und trabte daher schön langsam fürbaß. Umsonst zeigte der Käffernjunge, der oft weit voraus marschierte, mit seinem Stock in die blaue Ferne, in der Ezenstochau liege und das sie doch vor Einbruch der Nacht noch erreichen wollten, umsonst wies er nach dem Himmel, an dem sich dunkle Wolken zu einem Gewitterregen zusammenzogen. Der Gaul war nicht aus dem Geleis zu bringen, und die Schwester hatte sich längst in ihr Schiffal ergeben.

Da fing es an zu regnen; zuerst sachte, dann in Strömen. Die arme Schwester trug bald keinen trockenen Faden mehr am Leib, und, was noch schlimmer war, der Weg wurde so glatt, und das Pferd kam ins Rutschen; denn da ging es oft gar steile Berge und Abhänge hinunter, dann kam wieder ein Bach oder Sumpf, der Inkonj-Fluß und zuletzt, mit Einbruch der Nacht, der gefürchtete U m z i m f u l u , von dem sie schon so vieles und Schreckliches gehört hatte. Nur das Eine tröstete sie, Ezenstochau konnte jetzt nicht mehr ferne sein. Ja, dort drüben lag es mit seiner schönen Mission! Es kam ihr vor wie das gelobte Land; nur der „Jordan“ trennte sie noch davon.

Mit dem letzten Aufgebot aller ihrer Kraft und ihres ganzen Mutes wagte sie den Durchritt. Der brave Knabe, der allerdings bis an die Brust im Wasser stand, führte das Pferd. Es ging alles gut. O wie dankte die geängstigte Schwester dem lieben Gott, als sie glücklich am andern Ufer war! — Noch ein Ritt von einem kleinen Stündchen in dunkler Nacht, über Stock und Stein, und sie war vollends am Ziel. Hoch zu Röß zog sie in später Abendstunde in Ezenstochau ein. Röß war sie allerdings wie eine Wassermaus, und der weiße Schleier, der in dem Regen alle Stärke verloren hatte, hing ihr in allen möglichen und unmöglichen Formen ins Gesicht herein. Sie aber lächelte selig wie ein Kind!

Die große Reise war überstanden, und hatte es dabei auch manches Abenteuer abgesetzt, zuletzt hieß es doch: „Ende gut, alles gut!“ —

Seitdem sind schon 13 Jahre und darüber vergangen, und die brave Schwester ist natürlich bei uns schon längst heimisch geworden und hat mit der Gnade Gottes in der hiesigen Schule und Mission schon viel Gutes gewirkt. Auch die oben erwähnte Voraussage des Hochw. Pater Abtes ist eingetroffen, die drei Großstadt-Kinder aus Wien, München und Berlin haben sich recht rasch zu treuem Freundschaftsbunde die Hände gereicht und wirken seitdem in schönster schwesterlicher Liebe und Eintracht am großen Werke der Heidenmission.

Vielleicht kommen diese Zeilen durch Gottes weise Vorsehung auch noch andern Großstadtkindern in die

nachmittags 2 Uhr, jeglichen Wassers. P. Victor schreibt, wenn nicht bald ein Witterungswechsel eintritt, muß die Mühle ihren Betrieb ganz einstellen.

Auf unserer Missionsstation Lourdes wurden am 24. Februar 1. J. 122 Katechumenen getauft; die meisten wohnten auf weit entfernten Außenstationen. Eine Frau aus der Zahl der Neophyten, die schon seit langer Zeit es fast nicht mehr erwarten konnte, daß ihr endlich das Glück der hl. Taufe zuteil werde, starb ganz unerwartet schon drei Tage darauf. Viele unserer schwarzen Christen äußerten sich dahin, sie habe nur auf die hl. Taufe gewartet, um mit dem Kleide der Taufunschuld sofort in den Himmel eingehen zu können.

Am 3. März, nachmittags 4 Uhr, ging über Lourdes ein entsetzlicher Hagel nieder. Abgelehnt von einer Unmasse von Fensterscheiben, die dabei in Mitleidenschaft



Missionkirche in Hardenberg. (Rechts im Vordergrunde ein Eukalyptus-Wäldchen.)

Hände. Wie glücklich wäre ich, wenn auch nur eines der selben, das Liebe zur Mission und wahren Ordensberuf im Herzen hat, durch diese Zeilen bewogen würde, zu uns zu kommen. Das große Weltmeer und die Gefahren eines halsbrecherischen Rittes bräuchte sie nicht zu fürchten, wohl aber dünkt mir, die sittlichen Gefahren der trügerischen Welt, zumal im vielbewegten Großstadtleben, seien ungleich größer.

(Schluß folgt.)

Bunte Steine.

Im Dezember und Januar herrschte heuer in Maranhão eine ganz normale Hitze, die eine solche Dürre und Trockenheit zur Folge hatte, daß vielfach die Maisernte in Frage stand. Die wenigen Nebelregen dienten kaum dazu, den Staub etwas anzuseuchen. Die Turbine in unserer Mühle erlangte am 8. Januar,

gezogen wurden, erlitten wir einen enormen Schaden im Garten und auf den Feldern. Der Cabane-Fluß kam in Stößen daher und ging einen Fuß hoch über die Brücke. Die Felder in der Nähe von Bächen waren in förmliche Seen verwandelt und hatten großenteils noch am andern Tage dieses Aussehen. Bei der Außenstation Dumifa hatte schon ein vorhergehendes Unwetter die Brücke niedergeissen. P. Albert schreibt: „Als das Unwetter losbrach, war ich gerade mitten auf dem Weg zwischen Umsimku und Emaus. Es goß in Stößen; links und rechts von mir fuhren die Blitze in ganzen Bündeln zur Erde, denen krachende Donnerschläge folgten. Nirgends gab es eine Hütte oder einen Kraal, wo ich hätte unterstehen können. Zuletzt stieg ich ab und zog es vor, zu Fuß den endlosen Berggräben herauf zu marschieren und mich durch Wasser und Schlamm hindurchzuarbeiten. Ich gestehe, ich habe selten so viel und so innig gebetet, wie auf diesem Weg.“